



Einen künstlichen Echoraum haben magma architecture mit drei unterschiedlich langen Trainage-Rohre geschaffen, die sie im Transformatorenhäuschen am Pfefferberg in Schlingen verlegen. An dem einen Rohrende kann der Proband hineinsprechen, -singen, -schreien, am anderen Ende den von ihm produzierten Ton zeitverzögert hören; im längsten Rohr, dem 343 m langen, benötigt der Schall genau eine Sekunde, in den beiden kürzeren entsprechend weniger Zeit. Dafür ist der ankommende Ton am Ende der kürzeren Rohre lauter.

Foto: Johanna Diehl

► www.tunedcity.de | Das Begleitbuch, herausgegeben von Anne Kockelkorn, Doris Kleinlein, Gesine Pagels und Carsten Stabenow, ISBN 978-3-937445-36-6, kostet 25 Euro.

SYMPORIUM

Tuned City | Architektonische Räume aus der Perspektive des Akustischen

Sabine von Fischer

Die Neugierde ist der Anfang jeder Hörerfahrung, so Bernhard Leitner während der Podiumsdiskussion im Berliner Veranstaltungszentrum Pfefferberg. An diesem zweiten Abend des fünftägigen Symposiums „Tuned City. Zwischen Klang- und Raumspekulation“ diskutierten der Komponist Sam Auinger und drei Architekten über das Verhältnis der Architekten zum Sound. Leitners einprägsamer Satz stand im Zusammenhang mit einer Frage, die auf eine mögliche Unterscheidung der wahrgenommenen Töne, wie sie das Gehirn verarbeitet, vom Klang im Raum, der auf den aktiven, sensibilisierten Zuhörer wartet, gezielt hatte. In der Zusammenarbeit zwischen Tonkünstler und Architekt sind diese Bereiche traditionell getrennt. Ob diese Grenzen aufgeweicht werden können, und wenn ja, wie, das hatten sich die Organisatoren des Symposiums, das von zahlreichen Installationen und Performances begleitet wurde, zu untersuchen vorgenommen. Unter der Leitung von Carsten Stabenow und Gesine Pagels führte das multidisziplinäre Team sein ambitioniertes Vorhaben Anfang Juli an dreizehn Orten in Berlin mit über fünfzig Vorträgen, Präsentationen und Installationen aus.

Zu Beginn des Einführungsbegriffs stand ein Vortrag des Digitalpioniers Barry Blesser, der der jüngeren Generation im transdisziplinären Denken mit gutem Beispiel vorangegangen. Es folgte der Vortrag

eines bestimmt guten, aber nicht gerade hellhörigen Architekten, der einmal mehr vorführte, wie Räume funktionell und visuell, aber nicht auditiv entworfen werden. Ganz anders die thematische Herangehensweise der Diskussionsteilnehmer des eingangs erwähnten zweiten Abends: Martin Ostermann und Lena Kleinheinz, die das junge Berliner Büro „magma architecture“ führten und sich als Ausstellungsdesigner in multimedialen, multisensorischen und – wie ihre Installation „Gehörgänge“ belegte – auch in multidisziplinären Bereichen bewegen, sehen den Klang als Aspekt einer weit gefächerten architektonischen Praxis. Und Bernhard Leitner hat sich seit 40 Jahren den Tonräumen verschrieben. Hör- und Körperwahrnehmung sind das Zentrum seiner installativen Arbeiten an Raum, Objekt und Körper (Heft 8). Magma architecture räumt ein – wie auch verschiedene andere Vortragende –, dass die Akustik natürlich nur ein Aspekt der architektonischen Arbeit sei und immer in Bezug zur visuellen, haptischen und zu anderen sinnlichen Erfahrungen stehe.

Dass auch soziale und kulturelle Aspekte eine wichtige Rolle spielen, stand am nächsten Morgen an der Technischen Universität zur Debatte. Nach Vorträgen zur Empfindung konsonanter und dissonanter Musik und zu Helmholtz' historischen Modellen der Hörerfahrung führten die Wege durch die echofreien

und hochresonanten Versuchsräume und zu Leitners seit 1984 installiertem Hörraum im Hauptgebäude der Universität. Der stärkste Impuls aber, um die Neugierde für das Hören und für den Raum zu wecken, ging von den verschiedenen Orten aus, an denen die Vorträge, Projektpräsentationen, Performances, örtlichen Eingriffe und Workshops stattfanden: Den heißesten Tag der Woche verbrachten die mit Kopfhörern von den Umgebungsgeräuschen abgeschotteten Teilnehmer, einer konspirativen Vereinigung ähnlich, wahlweise auf den Stufen unter dem Fernsehturm oder auf der dort von der Gruppe „raumlabor“ installierten Gummimatte, den kältesten in einer Bauruine neuerer Zeit auf dem Areal des Wriezener Bahnhofs, wo das „Freiraumlabor“ für verschiedene Klanginstallationen Platz bot. Höhepunkt der geschichtlichen und disziplinären Überlagerungen war das Rundfunkhaus an der Nalepastraße, das 1992 stillgelegt wurde und nun, mit der Unterstützung eines israelischen Investors, zu einem Aufnahmestudio für internationale Pop- und Rockstars werden soll. Vorerst aber ist es in erster Linie noch Zeuge der Vergangenheit und weiterhin Europas beste Aufnahmestätte.

Das dichte, vielseitige und hervorragend ausgewählte Programm von Tuned City hat das breite Spektrum von Klang und Raum aufgezeigt und interessante Momente der gegenseitigen Inspiration ermöglicht. Dass auch das Wort „Spekulation“ im Untertitel der Veranstaltung steht, hält fest, dass dies immer ein erforderlicher, gestaltender Prozess ist. Raum erstreckt sich über die Länge, Breite und Höhe, Klang findet in der zeitlichen Dimension statt. Auch die Architektur in dieser vierten Dimension zu denken ist eine erste Voraussetzung für das Zusammenspiel von Ton und Raum – neben der Neugierde.

ERWEITERUNG

Ozeaneum | Der Neubau für das Meeresmuseum in Stralsund ist eröffnet

„Meerstadt ist Stralsund, vom Meer erzeugt, dem Meere ähnlich, auf das Meer ist sie bezogen in ihrer Erscheinung und in ihrer Geschichte“, schrieb Ricarda Huch 1927 im ersten Band ihrer „Lebensbilder deutscher Städte“. Das 1951 als Naturkundemuseum gegründete, im Katharinenkloster der Stadt untergebrachte „Deutsche Meeresmuseum“ hat mit dem „Ozeaneum“ getauft, am 11. Juli eröffneten Erweiterungsbau vom Büro Behnisch diese Beziehung räumlich nachvollzogen: Das Gebäude steht auf der der Stadt vorgelagerten Hafeninsel direkt am Kai. Dieser Ort ist nicht nur für das Museum selbst eine gute Wahl, auch die Stadt wird von der neuen Dezentralität ihrer attraktivsten Institution profitieren – das Meeresmuseum ist eines der meistbesuchten Museen hierzulande überhaupt und einer der zwanzig „kulturellen Leuchttürme“ in Ostdeutschland. Schon am Tag vor der Eröffnung des „Ozeaneums“ für das Publikum bieten die alten, die Marktplätze der Stadt mit

dem Hafen verbindenden Straßen ein ungewohnt lebendiges Bild – es ist zu erwarten, dass die bislang eher verschlafenen, zum Teil von vielen Baulücken durchsetzten Züge der Semlower-, Papen- und Frankenstraße vor einer Aufwertung stehen und die bislang etwas monotone Konzentration des Geschäftslebens auf die Achse Ossenreyerstraße/Mönchstraße, welche Alten und Neuen Markt über den Schlenker Katharinenkloster miteinander verbindet, aufgebrochen werden kann.

Architektonisch ist der Neubau allerdings eine Enttäuschung. Der Besucher steht quasi vor einem gebauten Funktionsschema: In den geschlossenen, mit weißen Stahlplatten verkleideten, geometrisch nicht nachvollziehbar geformten, relativ beliebig mit Kieselsteinen, geblätterten Segeln oder U-Boot-Türmen assoziierbaren Volumen befinden sich die Ausstellungsbereiche und Aquarien, durch die große Halle drum herum spannen sich verbindende Stege, von denen sich, da die Halle verglast ist, hier und da auf die Ostsee und die Stadt blicken lässt (Foto: Johannes-Maria Schlorke). Jedwede räumliche und atmosphärische Dramaturgie innen, jegliche Maßstäblichkeit außen bleibt zu vermissen, der Eindruck ist der

einer gebauten Skizze. „Architektonische Skizzen“ aber, schrieb Rudolf Schwarz einmal treffend, „gehören in den Papierkorb und nicht auf die Baustelle.“

Dass das Ozeaneum dennoch einen Besuch wert ist und die 60 Mio. Euro, die es gekostet hat, gut angelegt sind, ist der so informativen wie anschaulichen, mit Greenpeace gemeinsam entwickelten Ausstellung zu verdanken, die dem Besucher, ausgehend vom Stralsunder Hafenbecken, Flora und Fauna der Meere nahebringt und nicht versäumt, auf die zunehmende Gefährdung der Wasserwelt hinzuweisen. ub



AUSSTELLUNG

Mehr als die Wirklichkeit | Andreas Feininger-Retrospektive in Bremen

Der Maler Georg Baselitz soll einmal gesagt haben, er denke bisweilen, die besten Bilder brauchen keine Farbe. Vielleicht ist das mit ein Grund für die Faszination, die von den Schwarz-Weiß-Aufnahmen der Helden der Fotografiegeschichte nach wie vor ausgeht. Das Bremer Focke-Museum, als Landesmuseum vorrangig der regionalen Kunst- und Kulturgeschichte verpflichtet, präsentiert nun den seit 2004 bereits in verschiedenen Museen gezeigten Werksquerschnitt „That's Photography“ von Andreas Feininger mit rund 270 Aufnahmen aus dessen gut 70 Jahre währender Beschäftigung mit der Fotografie.

1906 in Paris als ältester Sohn des Malers und späteren Lehrers am Bauhaus Lyonel Feininger geboren, fühlte sich Andreas Feininger zeitlebens der klaren kompositorischen Bildsprache seines Vaters verwandt, die mystisch aufgeblätterte Lehre des Bauhauses jedoch erzeugte in ihm Unbehagen. So brach er eine Fotografie-Klasse in Dessau ab, absolvierte ein Architekturstudium an der namenlosen Bauschule im anhaltinischen Zerbst und ging auf Vermittlung von Gropius um 1932 für neun Monate zu Corbusier nach Paris. Auf Frankreich folgte Schweden. Hier gelang ihm innerhalb weniger Jahre die Etablierung als freiberuflicher Architekturfotograf. Zwischen seinen Aufträgen zog er immer wieder mit einer selbstgebastelten Telekamera – für das Objektiv verwendete er Teile eines alten französischen Apparates vom Pariser Flohmarkt – durch die Straßen und zum Hafen Stockholms, hier entstanden die ersten prägnanten Exemplare späterer umfangreicher Serien, die Architektur,

Konstrukte urbaner Infrastruktur und Schiffe, Maschinen, Eisenbahnzüge als symbiotische Bestandteile einer technisierten modernen Welt thematisieren. Mit Kriegsbeginn 1939 als Ausländer, zudem Fotograf, in Schweden unter pauschalem Spionageverdacht stehend, emigrierte Feininger nach New York und arbeitete zunächst als Allroundfotograf für eine Bildagentur. Zwangsläufig erweiterte er so sein Themen-Spektrum – Modenschauen, Verkehrsunfälle, Prominente – und brachte seine fotografischen Techniken auf den avancierten amerikanischen Standard. Zwischen 1940 und '62 perfektionierte Feininger seine Bildsprache und seine Sujets weiter in unzähligen mehrseitigen Bildreportagen für „Life“, damals das führende Magazin des modernen Bildjournalismus.

Neben metropoler Architektur und Stadttechnik – oft lichtete er die Skyline Manhattans ab, meist aus gehöriger Distanz gerafft oder von einem stark erhöhten Blickpunkt gesehen – bildeten Naturstudien einen zweiten Schwerpunkt seines Interesses. Sie fasste Feininger mit derselben distanziert analytischen Konzentration auf wie seine Architekturbilder, gebautes und Natur sah er als gleichartige gewachsene Organismen. Mit dem Auge des Ingenieurs, weniger dem des Künstlers suchte er nach einer Schönheit, die sich in der Kongruenz von Form und Funktion darstelle, beschrieb er seine Arbeitsweise. Parallel zur fotografischen Arbeit hatte Feininger bis zu seinem Tod 1999 50 Handbücher zur Fotografie verfasst, die seine Grundhaltung in dieser Disziplin darlegen: wahrhaftes Interesse an dem Motiv, Einfachheit und Genauigkeit der Komposition, und, durch den unglaublichen Detailreichtum, den Fotografie erzeugen kann, eine ästhetische und intellektuelle Aussage, die mehr zeigen muss als die Wirklichkeit. Bettina Maria Brosowsky



Empire State Building, New York, 1940.

Foto: Andreas Feininger
© AndreasFeiningerArchive.com

Focke-Museum | Schwachhauser Heerstraße 240, 28213 Bremen | ► www.focke-museum.de | bis 28. September, Di 10–21, Mi–So 10–17 Uhr | Das Begleitbuch (Verlag Hatje Cantz) kostet 29,80 Euro